

Christine Nöstlinger

DAS
AUS-
TAUSCH-
KIND



GULLIVER

Ebenfalls lieferbar:
»Das Austauschkind« im Unterricht
in der Reihe *Lesen – Verstehen – Lernen*
ISBN 978-3-407-62711-7
Beltz Medien-Service, Postfach 1005 65, 69445 Weinheim
Kostenloser Download: www.beltz.de/lehrer



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-407-74100-4 Print

© 2006 für diese Lizenzausgabe Gulliver
in der Verlagsgruppe Beltz • Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte für diese Ausgabe vorbehalten
© 1982 Jugend & Volk Verlagsgesellschaft m.b.H.
© 1992 J&V Edition Wien – Dachs-Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten
Die Taschenbuchausgabe erfolgt mit freundlicher Genehmigung
der Autorin

Neue Rechtschreibung
Einbandgestaltung: b3K Hamburg – Frankfurt
Einbandbild: Eva Schöffmann-Davidov
Gesamtherstellung: Beltz Grafische Betriebe,
Bad Langensalza

Printed in Germany
11 12 13 14 15 22 21 20 19 18

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln
finden Sie unter: www.beltz.de

Alles, was vorher geschah

Ich heiße Ewald Mittermeier und bin zu Anfang der Geschichte dreizehn Jahre und eine Woche alt. Am Ende der Geschichte werde ich dreizehn Jahre und sieben Wochen alt sein.

Was ich niederschreibe, ist, wenn ich meinen Deutschlehrer richtig verstanden habe, ein so genannter »Erlebnisbericht«, weil ich es wirklich erlebt habe. Ich werde versuchen, mich kurz zu fassen. Ob mir das gelingt, weiß ich allerdings nicht, da die sechs Wochen, von denen ich berichten will, sehr ereignisreich und recht aufregend für mich und meine Familie waren. Und im Berichten von aufregenden Ereignissen bin ich kaum geübt, da bei uns zu Hause bisher nie etwas Aufregendes geschehen ist. (Wenn ich in der Schule einen Aufsatz schreiben musste – zum Beispiel – über einen Sonntag bei uns zu Hause oder so etwas Ähnliches, habe ich immer etwas erfinden müssen. Wirkliche Sonntage oder etwas Ähnliches bei uns zu Hause hätten keinen ordentlichen Aufsatz ergeben.) Meine Mutter sagt, das kommt davon, weil wir ein harmonisches Familienleben haben. Meine Schwester behauptet, das stimmt nicht. Wir haben gar keine Harmonie. Es ist bloß stinklangweilig bei uns. Egal wer Recht hat, ich bin nur an eintönige Regelmäßigkeiten gewöhnt und beherrsche daher das Niederschreiben von Aufregungen nicht gut. Das merke ich

jetzt schon, weil ich draufkomme, dass ich die Geschichte gar nicht eine Woche nach meinem dreizehnten Geburtstag anfangen lassen kann. Ich muss noch gut fünf Wochen vorher beginnen.

Es war an einem Freitag, in der großen Pause. Ich saß in meiner Klasse an meinem Tisch und aß einen Apfel, der mir nicht schmeckte, weil er sehr mehlig war und ums Kernhaus herum ganz braun. Da kam der Herbert Pivonka vom Klo in die Klasse zurück. Er ging an meinem Platz vorbei und sagte: »Elsi, deine Mutter steht vorn am Gang beim Englischlehrer und redet mit ihm!«

Etliche in der Klasse nennen mich »Elsi«. Sie finden das unerhört komisch. Sie haben nämlich einmal meine Geburtsurkunde gesehen und darin meine versammelten Vornamen entdeckt: *Ewald Leonhard Stefan Isidor*. Und der Wolfgang Emberger hat leider erkannt, dass die Anfangsbuchstaben dieser Namen »Elsi« ergeben.

Die vier Vornamen habe ich deswegen, weil meine Mutter für Ewald war (nach ihrem Bruder), meine Oma für Leonhard (warum, weiß ich nicht) und mein Papa und meine Großmutter für Stefan waren. (So würde ich gern mit dem ersten Namen heißen.) Der schreckliche Isidor ist nach meinem Großonkel Isidor. »Um ihm eine kleine Freude zu machen!«, sagen meine Eltern. Der Großonkel Isidor ist nämlich ziemlich reich. Und es könnte sein, dass er uns etwas vererbt, wenn wir ihm oft eine kleine Freude machen. (Aber alle meine Cousins heißen hinten dran mit zweitem, drittem oder viertem Vorna-

men Isidor. Wegen des blöden Namens allein habe ich also sicher keine Chance auf eine Erbschaft!)

»Was will denn der Englischlehrer von deiner Mutter?«, fragte mich der Herbert Pivonka.

Der Englischlehrer wollte garantiert nichts von meiner Mutter! Meine Mutter wollte höchstwahrscheinlich etwas von ihm! Einen Englisch-Zweier in mein Zeugnis wollte sie. Es war damals gerade einen Monat vor Schulschluss und meine Noten standen schon ziemlich fest. Lauter Einser und Zweier hatte ich zu erwarten. Ein »echtes Vorzugszeugnis« also. Nur in Englisch, da stand ich zwischen »gut« und »befriedigend«, den Schularbeiten nach. Und da ich mündlich auch gerade kein Genie in Englisch war, tippte ich auf ein Befriedigend.

Meine Mutter liebt erstklassige Vorzugszeugnisse. Ich glaube, ein Zeugnis von mir oder von meiner Schwester, in dem nichts als »Sehr gut« drinstünde, würde ihr mehr Freude machen als ein schwarzer Mantel aus Naturnerz; obwohl so ein Mantel ein sehr großer, unerfüllter Wunsch von ihr ist.

Und nun schien meine Mutter zum Englischlehrer gegangen zu sein, um ihn zu einem Gut für mich zu überreden. Damit nicht ein hässliches Befriedigend mein Zeugnis verunziere! Sie hatte mir das zwar nicht gesagt, aber ich kenne die Frau! Mir war das sofort klar. Dem Herbert Pivonka sagte ich es natürlich nicht. So etwas, fand ich, konnte ich überhaupt niemandem in der Klasse sagen. Weil es total lächerlich war. Wo wir mindestens

fünf Kinder in der Klasse hatten, die vor einer Englischnachprüfung zitterten, und zwei, denen das Nichtgenügend schon sicher war.

Ich schwindelte dem Herbert Pivonka vor, dass ich nicht die geringste Ahnung habe, was der Englischlehrer von meiner Mutter wolle, und hoffte dabei inständig, dass sich der Englischlehrer gegen das Gut zur Wehr setzen werde. Weil es mir einfach nicht zustand. Und weil ich keine Noten geschenkt haben will! Die anderen in der Klasse merken das ja. Und dann wird man unbeliebt und gilt allgemein als Streber oder als Weinberl*. Und Streber oder Weinberl ist wirklich das Allerallerletzte, was ich sein mag!

Zu Mittag, zu Hause dann, bestätigte sich mein Verdacht aus der Zehnerpause. Meine Mutter gab zu, beim Englischlehrer um ein Gut für mich geschnorrt zu haben. Sie war deprimiert, weil sie mit ihrer Schnorrerei keinen Erfolg gehabt hatte. »Ich versteh das gar nicht«, klagte sie, »sonst war er immer so einsichtig und verständig! Der muss heute einen schlechten Tag gehabt haben!«

Der Englischlehrer hat keinen schlechten Tag gehabt. Der war sicher erst grämig geworden, als ihn meine Mutter auf dem Gang, in der Pause, überfallen hatte. Er

*Christine Nöstlinger ist Wienerin. Und ihr Buch spielt in Wien. Deshalb reden die handelnden Personen, wie man eben in Wien redet. Sie verwenden dabei Wörter, die in Wien und in Österreich üblich sind, aber in anderen Gebieten des deutschen Sprachraums nicht. Solche Dialektwörter werden auf Seite 154 f. erklärt.

kann es nämlich nicht leiden, wenn ihn Mütter, während er seine Wurstsemmel mampft, ansprechen und mit Notenproblemen belästigen. Das hat er uns schon oft gesagt. »Wozu habe ich denn eine Sprechstunde«, sagt er. »Ich finde es unerhört und aufdringlich, mich in meiner sauer verdienten Pausenruhe zu stören! Richtet das bitte euren verehrten Eltern aus!« Ich habe das zu Hause auch ausgerichtet. Aber meine Mutter kann sich einfach nicht vorstellen, dass dem Englischlehrer eine Wurstsemmel wichtiger ist als mein Zeugnis.

Ich setzte mich also beruhigt zum Mittagessen. Es war ein Küchen-Mittagessen. Wenn weder der Papa noch meine Schwester zu Hause sind, essen die Mama und ich in der Küche. Es gab Spaghetti und Sugo. Ich stopfte gerade eine Ladung aufgewickelter Nudeln in den Mund, da sagte meine Mutter: »Er meint, wir sollten dich nach England mitschicken!«

Die vielen Nudeln im Mund machten mich für einen Moment sprachlos. Als ich sie hinuntergewürgt hatte, fragte ich: »Wer meint das?« (Ich wusste natürlich, dass die Mama vom Englischlehrer gesprochen hatte, aber mich ärgert ihre Art, Gedanken zu äußern. Schließlich hatten wir schon eine halbe Stunde nicht mehr von ihrer Schnorrerei beim Englischlehrer geredet, sondern von ganz anderen Sachen. Da kann sie doch nicht einfach annehmen, dass jeder weiß, wer mit »er« gemeint ist!)

»Na, der Englischlehrer! Wer denn sonst?«, sagte meine Mutter und schaute mich kopfschüttelnd an. »Er wäre

sehr dafür«, fuhr sie fort. »Wegen deiner Aussprache! Das Befriedigend, sagt er, bekommst du nur, weil du mündlich nicht gut bist. Und du meldest dich auch nie!« Ihr Ton war ungemein vorwurfsvoll. Ich schob den Spaghettiteller von mir weg. Ich hatte keine Lust mehr auf weitere Nahrung. Die Mama stand auf, holte ihre Handtasche und nahm ein blassgrünes Blatt Papier heraus. »College-Aufenthalt in Oxford. 15. Juli bis 15. August«, las sie murmelnd vor. Der Inhalt des blassgrünen Zettels war mir bekannt. Ich hatte so einen Zettel seit Wochen in meiner Schultasche. Man hatte diese Zettel in allen Klassen verteilt. »Es sind noch ein paar Plätze frei«, sagte meine Mutter. »Ich werde das am Abend mit dem Papa besprechen!« Dann legte sie den grünen Wisch auf die Küchen kredenz, auf die Brotdose, stapelte unser Mittagessengeschirr in die Spülmaschine und schaltete sie ein. Und ich, da bin ich total sicher, war ganz blass im Gesicht. Grauweiß wie Großstadtschnee. Das passiert mir meistens bei solchen Anlässen. Da verlässt alles Blut meinen Kopf und rinnt in den Bauch hinunter und kocht dort brodelnd heiß und verbittert wallend. Weil man wirklich wütend werden kann, wenn man nie um seine Meinung gefragt wird und um seine Wünsche! Ganz egal, ob es sich um Schafwollsocken, Füllfedern, Englandaufenthalte, Unterhosenlängen oder Ausflugsziele handelt. Meine Mutter weiß, was für mich gut ist. Und wenn sie es nicht ganz genau weiß, fragt sie meinen Vater. Auf

die Idee, dass sie auch mich danach fragen könnte, kommt sie nicht!

Das ist ein großes Problem in meinem Leben, über das ich schon oft und lange nachgedacht habe. Beim Nachdenken bin ich zu dem Schluss gekommen, dass ich mich wahrscheinlich viel zu wenig wehre. In der Volksschule, seinerzeit, da saß einer neben mir, der Martin Hodina, der hatte mein Problem sicher nicht. Der brüllte immer, wenn ihm etwas nicht passte. Ganz schrill und laut und hoch, wie eine Fabriksirene bei Arbeitsschluss, brüllte er. Seine komplette Familie hatte schreckliche Angst vor diesem Sirenengebrüll. Den fragte jeder dreimal nach seinen Wünschen, um sich das fürchterliche Gebrüll zu ersparen. Aber damit hätte ich früher anfangen müssen! Mit dreizehn Jahren geht das nicht mehr. Außerdem braucht man, glaube ich, zum Losbrüllen viel Blut im Kopf. Der Hodina Martin hat immer einen ganz blutroten Kopf gehabt, wenn er gebrüllt hat. Und mein Blut, das habe ich ja bereits erwähnt, rinnt bei solchen Brüllanlässen immer in den Bauch hinunter und brodelnd dort.

Meine Schwester sagt, ich bin einfach zu gutmütig und zu träge, um mich zu wehren. Aber das stimmt garantiert nicht. Wenn ich gutmütig wäre, würde mein Blut im Bauch ja nicht wutbrodeln. Und bei trägen Menschen, glaube ich, da wabbelt das Blut im Bauch höchstens. Wenn es sich überhaupt die Mühe nimmt, vom Kopf in den Bauch zu rinnen. Wenn ich das meiner

Schwester erkläre, lacht sie und sagt: »Waldi, dann gibt's nur noch eine Möglichkeit! Dann bist du einer der seltenen Fälle von Kind, bei dem die gute Erziehung Früchte getragen hat! Gut erzogene Kinder widersprechen eben nicht!« Vielleicht hat meine Schwester Recht damit. Aber so gut erzogen, dass ich mich widerspruchslos in ein Oxforder College verfrachten lasse, bin ich nun gottlob auch wieder nicht!

Es gibt sicher haufenweise Kinder, die gern in so ein College fahren würden. In unserer Klasse waren damals fünf Stück schon fix angemeldet und freuten sich enorm. Drei Stück versuchten noch, ihre Eltern zur Fahrerlaubnis zu überreden. Und zwei waren todtraurig, weil sie nicht nach England ins College fahren durften.

Aber ich hatte überhaupt keine Lust auf ein englisches College unter Leitung des Herrn Prof. Tannegeist. Und jeder, der mich auch nur ein bisschen kennt – und meine Mutter sollte eigentlich zu diesem Personenkreis zählen –, hätte das wissen müssen. Ich mag weder Schikurse noch Landschulwochen. Ich mag überhaupt nichts, wo ein Haufen Schüler unter Obhut von ein paar Lehrern rund um die Uhr leben muss! Schikurse und Schullandwochen haben wenigstens das Gute, dass während ihrer qualvollen Dauer die auch nicht angenehmen Schulstunden entfallen. Doch ein Oxford-College findet in der Ferienzeit statt. Da sehe ich nur Nachteile: mieses Frühstück, noch mieseres Mittagessen, eingeteilte Freizeit, einen Schnarcher im Stockbett über mir, dreckige So-

cken zum Selberwaschen, Ausflüge mit vorher und hinterher Abzählen, ob auch keiner verloren gegangen ist – und wenn du nur hundert Schritt hinter dem Rudel hergehst oder drei Minuten einmal allein die Hinterseite von einem Kirchenaltar betrachten willst, dann wirst du gleich angekeppelt, dass du dich ausschließt und abhandeln zu gehen drohst!

Und überhaupt und sowieso! Mir reicht es bei weitem, Lehrer und Klassenkollegen sechsmal die Woche, vormittags, das Schuljahr über, zu ertragen. Freiwillig und in den Ferien nehme ich das nicht auch noch auf mich. Diese Gedankengänge versuchte ich meiner Mutter am Nachmittag klarzulegen. Meine Mutter ging nicht auf sie ein. Stur erklärte sie bloß, dass ein College-Aufenthalt in England meinen Wortschatz und meine Aussprache enorm verbessern werde und dass ich dann im nächsten Schuljahr in Englisch spielend auf ein Gut oder Sehr gut kommen könne. Und sie hielt mir auch vor, dass ich ein undankbares Kind sei. Nicht so ganz direkt natürlich. So ist meine Mutter nicht. »Von Kindern darf man sich keinen Dank erwarten«, ist ja ein ständiger Spruch von ihr. Also kann sie mir auch nicht direkt Undankbarkeit vorwerfen. Sie sagte aber an die zehnmahl: »Andere Kinder wären heilfroh, wenn sie Eltern hätten, die ihnen einen Englandaufenthalt ermöglichen! So billig ist das schließlich auch wieder nicht! Und so wohlhabend, dass das für uns ein Klacks wäre, sind wir beileibe nicht!«

Mein Vater dann, am Abend, war auch gleich dafür, mich nach England zu verfrachten. Weniger wegen der einwandfrei gezischten th's, die davon fürs nächste Schuljahr zu erwarten gewesen wären, sondern aus tiefer Besorgnis um mein Wesen.

»Ewald«, sagte mein Vater nach der Zeit im Bild zu mir,

»Ewald, du wirst merken, wie dir das taugen wird! Einmal einen ganzen Monat lang mit Gleichaltrigen zusammen! In deinem Alter gibt es nichts Schöneres! In deinem Alter sind die Freunde das Wichtigste im Leben! In Oxford wirst du richtige Freunde bekommen! Du wirst sehen, Ewald, ein Ferienlager, das schweißft Freundschaften zusammen!«

Logo! Das hätte ich mir ja denken können. Seit meiner Kindergartenzeit ist mein Vater bekümmert und besorgt, weil ich keine »richtigen« Freunde habe. Andauernd löchert er mich deswegen. Er hat in seiner Jugendzeit angeblich immer mindestens vier »richtige« Freunde gehabt und war der verehrte Boss von diesen vier Knaben. Als ob ich ein Fall für den Psychologen wäre, schaut er mich jedes Mal an, wenn ich ihm wieder nichts von »richtigen« Freunden erzählen kann. Weil er nämlich nicht begreifen will, dass ich absolut keine Sehnsucht nach »richtigen« Freunden habe. Er denkt, ich kriege einfach keine. Keiner mag mich zum Freund haben, denkt er. Und wenn mich keiner zum Freund haben will, folgert er, muss bei mir irgendetwas nicht stimmen. Und das beunruhigt ihn natürlich.

Er hätte gern einen Sohn, bei dem alles stimmt.

Meine Eltern hätten mich also, trotz meiner Proteste, glatt nach Oxford geschickt, wäre mir meine Schwester nicht zu Hilfe gekommen. Meine Schwester, die Sybille, ist fünfzehn Jahre alt und ein äußerst kluges Mädchen. Enorm gescheit ist sie sogar. Damit meine ich aber nicht ihr grandioses Kurzzeitgedächtnis, das es ihr möglich macht, einen faden Lernstoff in kürzester Zeit für kurze Zeit in ihren Gehirnwindungen zu fixieren, um sich hurtig auf ein Sehr gut prüfen zu lassen und den ganzen Krempel dann schnell wieder zu vergessen. Sybille ist auch schlau-gescheit! Wie sie gemerkt hat, dass ich mich verzweifelt und erfolglos gegen die Englandtour zu wehren versuche, hat sie mir zugezwinkert und zugeflüstert, dass sie versuchen wird, das Unheil von mir zu wenden. Zuerst hatte ich ja sehr wenig Hoffnung. Aber Bille ist schon eine sehr Abgefeymte! Sie setzte sich mir gegenüber und sagte sehr laut: »Na, Waldi-Bursche, dann wirst du dich ja in Oxford mit der Verena verloben! Die ist ja dein Schwarm, oder?«

»Spinnst?«, fragte ich. Aber ich fragte es ziemlich leise, weil ich ja begriffen hatte, dass Bille irgendetwas plante.

Sybille stupste mich mit der Schuhspitze gegen das Schienbein, blinzelte mir wieder zu und fuhr – noch lauter – fort: »Na, logo, Waldi! Wirst schon sehen! Das ist im England-Camp so Brauch. Jede Nacht um Mitternacht, wenn die Lehrer schlafen, gibt's da Verlobungen

im Büschel! Aus meiner Klasse, vorigen Sommer, haben sich vier verlobt!« Sie kicherte vor sich hin. »Und die Gertrud, die darf heuer deswegen nimmer mitfahren.« Schön langsam kapierte ich, wie die Sache laufen sollte. »Man kann nie wissen«, murmelte ich, grinste dazu und kam mir ziemlich blöde vor. Natürlich gibt es in den Sommercamps unserer Schule etwas Ähnliches wie ein Liebesleben. Zumindest erzählen die, die mitgefahren sind, nachher viel davon. Aber so eine Art von Liebesleben gibt es ja auch schon auf den Schikursen und den Schullandwochen. Und wenn es mit dem Liebesleben so viel auf sich hat wie mit den »Saufereien«, dann kann das nicht sehr aufregend sein. Bei uns am Schikurs hat einmal der Werwenka Otti heimlich, in die dicken Socken gewickelt, eine Flasche Schnaps mitgenommen. Einen Wodka. Den haben dann ein paar aus unserer Klasse um Mitternacht, im unteren Teil eines Stockbettes hockend, ausgetrunken. Hinterher haben sie sich angekotzt von oben bis unten. Und ein bisschen krank waren sie auch. Aber bis zum Sommer haben der Werwenka Otti und die, die mitgesoffen haben, in den Pausen davon geredet, welch »irr tolle« und grandiose Mitternachtsparty sie auf dem Schikurs gefeiert hatten. Bis zum Schulschluss ist dann eine richtige Orgie daraus geworden. Einer aus der Parallelklasse hat mich sogar gefragt, ob es wahr sei, dass sie sich alle »eingeraucht« haben. Und ich Depp habe ja gesagt, weil, die haben wirklich Zigaretten geraucht beim Saufen.

Meine Schwester hat mich dann erst aufgeklärt, dass »einrauchen« ein Ausdruck ist, den man nur fürs Rauchen von Haschisch anwenden kann.

Weil mir die Schikurssauferei gerade eingefallen war und weil ich über Liebesangelegenheiten nicht sehr gut reden kann, sagte ich zu meiner Schwester: »Aber auf alle Fälle wird die Pulle ordentlich herumgehen!« (Ein wirklich saublöder Satz. Aber den hat der Pivonka Herbert, der jedes Jahr ins englische College fährt, tatsächlich gesagt.)

Über eine Viertelstunde lang zogen Bille und ich diese vermischte Liebes-Sauf-Show ab. Hätte uns der ehrenwerte Prof. Tannegeist, der Leiter des Oxford-Camps, gehört, wäre er sicher, vom flüssigen Schleimschlag getroffen, umgesunken; vor lauter Empörung. Auch meine Mutter überstand unsere Doppelconférence kaum. Mit mehreren gestöhnten: »Aber Bille!«, und: »Ewald, wie sprichst du denn, um Gottes willen!«, und: »Ich verbitte mir solch zotige Reden!«, versuchte sie, uns zu unterbrechen. Als wir uns nicht unterbrechen ließen, denn mit meiner Schwester zusammen bin ich relativ mutig und sogar widerspenstig, verließ meine Mutter den Raum und schlug die Tür laut knallend hinter sich zu.

Am nächsten Morgen, beim Frühstück, teilte mir meine Mutter mit, dass sie mit dem Papa die Oxford-Sache noch einmal durchgesprochen habe und dass sie beide nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss gekommen

seien, dass so ein Engländeraufenthalt doch nicht das Richtige für mich sei.

»Warum denn nicht, auf einmal?«, fragte Sybille und schielte mir dabei über den Rand ihres Kaffeehäferls zu.

»Er ist doch noch zu jung«, sagte meine Mutter.

»Gestern war er aber auch nicht älter!«, sagte Sybille.

»Er war noch nie allein fort!«, sagte mein Vater.

»Er war zweimal auf Schikurs und einmal auf Schullandwoche, bitte schön!«, sagte Sybille.

»Aber nicht im Ausland«, sagte meine Mutter. »Da ist doch ein großer Unterschied!«

»Und überhaupt, wo er gar nicht fahren will!«, sagte mein Vater.

»Dieser Umstand war euch aber gestern total Wurscht«, sagte Bille, und ich gab ihr unter dem Tisch einen sanften Tritt gegen das Schienbein, weil man eine Sache – überhaupt eine gemogelte und erlogene – nicht zu weit treiben soll. Hauptsache, ich bin Oxford los, dachte ich mir.

Meine Schwester sagte nichts mehr. Vielleicht hörte sie auch nur deshalb zu reden auf, weil es schon halb acht Uhr war und Zeit zum Weggehen.

Auf dem Schulweg dann sagte Bille zu mir: »Es reizt mich einfach, so zu reden, weil ich es wahnsinnig plemplem von unseren Alten finde, dass sie auf Sex so irrsinnig verkorkst reagieren.«

»So sind die meisten Eltern«, sagte ich.

Bille schüttelte den Kopf. »Unsere sind noch verkorkster als die anderen«, behauptete sie. »Die anderen Eltern

sind nur gegen Sex, wenn's um ihre Kinder geht. Aber die unseren können ja nicht einmal davon reden!« Andere Mütter und Väter, meinte Bille, hätten einfach gesagt, es komme nicht in Frage, dass ihr minderjähriger Sohn während der Sommerferien in einem Camp herumschmuse. »Aber die Mama und der Papa«, rief Bille und tippte sich gegen die Stirn, »die täten ja richtig rot werden und vor Scham stottern, wenn sie so etwas aussprechen müssten, das schwör ich dir! Die sind total sprachlos, wenn's um Sex geht!« Dann schaute sie mich forschend an und fragte: »Haben sie dich eigentlich aufgeklärt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Na, eben! Da hast du es!«, rief Bille voll Triumph. »Nicht einmal das schaffen sie!«

Da gerade die Irene Tuschek, Sybilles Freundin, aus einer Seitengasse her winkend auf uns zurannte, kam ich zu keiner weiteren Antwort mehr in Sachen Aufklärung. Ganz Recht hatte meine Schwester nämlich nicht. Der Papa hatte mich – vor einem Jahr ungefähr – schon aufklären wollen.

»Ewald, ich muss mit dir reden!«, hatte er zu mir gesagt, als wir einmal allein zu Hause waren. Und regelrecht zahnwehkrank hatte er dabei dreingeschaut. Ich hatte schreckliche Angst bekommen, dass etwas Furchtbares geschehen sein könnte. Vielleicht ist die Oma todkrank, habe ich mir gedacht. Oder die Großmutter. (Die Oma ist die Mutter von der Mama. Die Großmutter ist die Mutter vom Papa.) Oder wir haben kein Geld mehr, ha-

be ich mir gedacht. Nicht einmal genug zum Essen. Und auch keins, um auf Urlaub zu fahren. Oder wir müssen in eine andere Stadt ziehen. (Einmal, viel früher, wäre es nämlich beinahe passiert. Wegen einem besseren Posten für den Papa. Aber dann hat den besseren Posten gottlob ein Kollege vom Papa bekommen.)

Kolossal erleichtert war ich, als der Papa schließlich erklärt hat, ich sei nun in einem Alter, wo ich um die »geschlechtlichen Vorgänge der Menschen« Bescheid wissen müsse. Und weil ich so froh war, dass die beiden Großmütter nicht krank, unser Geld nicht ausgegangen und vom Umziehen auch keine Rede war, und weil ich gemerkt habe, dass sich der Papa beim »Aufklären« so schwer tut – er stotterte enorm irgendetwas daher von starken Trieben, liebenden Menschen und festen Umarmungen –, erklärte ich ihm, er brauche mich gar nicht aufzuklären, wir hätten das in der Schule sowieso schon gelernt! Was nicht stimmte. Wir hatten – in der Volksschule – gelernt, wie die Babys in den Bäuchen wachsen und wie sie zur Welt kommen. Und von Samenfäden, die in Eier eindringen, hatte uns die Lehrerin erzählt. Aber was ein Mann und eine Frau tatsächlich tun, wenn sie ein Baby erzeugen wollen, und warum sie das auch machen, wenn sie kein Baby erzeugen wollen, das hatten wir nicht gelernt. Und das hätte ich sehr gern erfahren; aber nicht von einem Vater, der im Zimmer herumtigert wie ein zahnwehkranker Löwe und zwischen je zwei normalen Wörtern drei Ähs, zwei Hmpfs und ein

Also einflickt. Eine einzige Peinlichkeit war die Sache! Sowohl für mich als auch für meinen Vater. Und als ich der Peinlichkeit durch meine fromme Lüge ein Ende setzte, schenkte mir mein Vater einen nagelneuen Silber-Hunderter. Sonst überreicht mir mein Vater bloß seufzend jeden Montag das Taschengeld, und wenn ich mit dem Taschengeld nicht auskomme, was selten passiert, borgt er mir noch seufzender ein paar Schilling und vergisst nie, sie am nächsten Montag von der Taschengeldration abzuziehen. Er muss also schon sehr erleichtert gewesen sein, dass er mir so grundlos und anlasslos den Silber-Hunderter geschenkt hat.

Aber nun bin ich total von der Geschichte, die ich kurz gefasst erzählen will, abgeschwiffen. (Oder heißt das: geschweift?) Ich kehre also zurück.

Über eine Woche lang lebte ich friedlich weiter. Für Leute wie mich – mit Vorzugszeugnissen – sind die letzten Wochen vor Schulschluss wie ein lauwarmes Fußbad. Mild und einschläfernd. Besonders die Vormittage. Man döst in der Schule vor sich hin, nur ab und zu schreckt man hoch und fragt sich, warum man eigentlich so total ungefragt dahockt, und bedauert, keine einsichtigen Eltern zu haben, die einem gemogelte Sommergrippe-Entschuldigungszettel schreiben. Es ist nämlich wesentlich angenehmer, im Bett zu liegen und, auf die Ellbogen gestützt, in einem Buch zu lesen, als, auf den Tisch gelümmelt, klammheimlich zwischen den Ellbogen durch in das Buch zu linsen, das man auf den Knien

liegen hat. Nur damit niemand bemerkt, dass man sich einer nicht-schulischen Lektüre hingibt. Die Mitschüler sehen das – gegen Schulschluss – genauso ungern wie die Lehrer. Das verstehe ich auch. Wenn man strammstehen muss, um sich zwischen »genügend« und »nicht genügend« prüfen zu lassen, und ein anderer sitzt gelassen daneben und schmökert in einem Science-fiction-Comic, kann man schon stocksauer werden. Bloß: Wenn ich ernsthaft und verbittert vor mich hinstarre während der gottverdammten Prüfung, schaffe ich dem armen Hund das ersehnte Genügend ja auch nicht herbei. Und einsagen kann man nur jemandem, der ohnehin etwas weiß. Dem kann man noch ein paar Feinheiten zuflüstern oder deuten. Dem kann man von einem Gut zu einem Sehr gut verhelfen. Aber bei den Fünfer-Kandidaten, so traurig das ist, ist jede Hilfe unmöglich. Auch wenn die Fünfer-Kandidaten das nicht glauben wollen. (Ich habe einmal dem Pivonka bei der Geographieprüfung deuten wollen – weil er das nicht gewusst hat –, dass in Südafrika viele Bergwerke sind. Mine, habe ich gedacht, das kann ich ihm zeigen. Ich habe meinen Bleistift hochgehoben und auf die Bleistiftmine gedeutet. Und der Pivonka hat auf mich geschaut, strahlend genickt und zum Lehrer gesagt: »In Südafrika, bitte, da werden viele Buntstifte erzeugt!« Die ganze Klasse hat gekichert und der Pivonka hat seinen Fünfer gehabt!)

An einem dieser Fußbad-Vormittage nun, in einer Ma-

thestunde, warf mir die Lene Stollinka einen Zettel zu. Der hatte folgende, für mich rätselhafte Aufschrift:

Nehmt ihr ihn nun? Oder nicht? Meine Mama muss das bald wissen! Sie hat gestern hundertmal bei euch angerufen, aber es war immer besetzt!

Lene

Das Einzige, was mir an dieser Botschaft nicht rätselhaft war, war unser besetztes Telefon. Sybille und ihre Freundin, die Irene Tuschek, waren nämlich damals seit zwei Tagen total zerstritten. Und eine dritte Freundin, die Verena Haberl, hatte an diesem Tag meiner Schwester telefonisch mitgeteilt, was die Irene in der Jungschargruppe über meine Schwester an Lügen verbreitet hatte. Und meine Schwester hatte das dann – wieder telefonisch – einer vierten und einer fünften Freundin mitgeteilt. Und hinterher hatte die Irene Tuschek angerufen, dass sie von einer sechsten Freundin erfahren habe, was die Verena meiner Schwester berichtet hatte. Und dass sie sich dagegen verwahre, weil sie das gar nicht gesagt habe, weil sie keine Intrigantin sei! Und das hatte dann meine Schwester wieder telefonisch den diversen Freundinnen berichtet. Das Telefon war also dauernd in Betrieb.

In der nächsten Pause ging ich mit dem Zettel zur Lene Stollinka und fragte sie: »Was soll das, liebe Lene?«

»Na, wegen dem Engländer!«, sagte die Lene. »Die Mama muss jetzt wirklich wissen, ob ihr ihn nehmt! Sonst muss sie ihn schnellstens abbestellen!«

»Was ist ein Engländer?«, fragte ich. Lene schaute mich an, als sei ich ein grenzdebiler Pavian. Aber – ehrlich – ich dachte, es müsse sich in diesem Falle um irgendein mir unbekanntes Konsumgut namens »Engländer« handeln, das meine Mutter bei Lenas Mutter, die Verkäuferin in einem Warenhaus ist, bestellt hatte. Wenn man bei Lenas Mutter bestellt, bekommt man fünfzehn Prozent.

Als die Schulglocke die Pause ausbimmelte, wusste ich, dass ein »Engländer« weder eine spezielle Form von Kochgeschirr noch ein besonders original kariertes Kilt ist, sondern ein dreizehnjähriger Knabe aus London. Ein schwarzhaariger, netter Knabe; laut Lene Stollinka. Dieser Knabe hätte bei der Familie Stollinka sechs Ferienwochen verbringen sollen. Weil der Bruder der Stollinka Lene vergangenen Sommer sechs Wochen in London bei den Eltern dieses Knaben zugebracht hatte. »Ein Austauschkind eben«, sagte Lene.

Dieses Austauschkind nun konnte aber nicht zur Familie Stollinka kommen, weil der Stollinka-Opa sehr krank geworden war. Die Stollinkas hatten ihn zu sich in die Wohnung nehmen müssen. Den ganzen Tag hatte der Opa große Schmerzen und stöhnte laut.

»Gesund wird er nicht mehr, hat der Arzt gesagt«, erklärte mir die Lene. »Vielleicht stirbt er sogar. Und unter diesen Umständen, hat die Mama gesagt, können wir den Tom nicht nehmen. Das ist keine Umgebung für ihn. Und da hat deine Mama zu meiner Mama gesagt,

vielleicht nehmt ihr ihn. Vorgestern, wie deine Mama bei meiner Mama einkaufen war!«

Lene schaute mich erstaunt an, weil sie begriffen hatte, dass ich von der ganzen Angelegenheit keinen Schimmer hatte. Sie lachte und sagte: »Wegen deiner Aussprache, hat deine Mama gesagt, würde sie den Tom gern nehmen!« Man merkte deutlich, dass sie eine Frau, die ein Austauschkind zu sich nehmen will, damit sich die Aussprache ihres Sohnes verbessert, für komplett beknackt hält.

»Wir nehmen ihn nicht!«, sagte ich zu Lene.

»Wieso?«, fragte Lene. »Das kannst du doch überhaupt noch nicht wissen. Du hast ja nicht einmal eine Ahnung gehabt, dass ihr ihn bekommen sollt!«

»Wir nehmen ihn nicht, weil ich ihn nicht will!«, rief ich. Lene wackelte ein bisschen mit dem Kopf und machte, die Zunge zwischen den Lippen: »Zzzzz«, und sagte hinterher: »Als ob es nur auf dich ankäme, Waldilein!«

Ich drehte mich um und ging zu meinem Tisch zurück. Mein ganzes Kopfblut war mir wieder einmal in den Magen geronnen und brodelte dort. Es brodelte noch heftiger als sonst. So, wie Lene mit mir geredet hat, sah es nämlich verdammt danach aus, als wüsste jeder in der Klasse Bescheid um mein allzu geringes häusliches Durchsetzungsvermögen.

In der letzten Pause an diesem Vormittag besuchte ich meine Schwester in ihrer Klasse und fragte sie, ob sie irgendwas von einem Austauschkind wisse. Sie wusste

nichts. Was auch kein Wunder war. Sie hatte die letzten Tage zu Hause – außer wenn sie telefonierte – unter Kopfhörern zugebracht.

Meine Mutter mag es schon nicht, wenn meine Schwester durch die Kopfhörer Musik hört. »Dauernd diese Dudelei in den Ohren«, sagt sie, »das kann nur schädlich sein! Das muss zu Verblödung führen. Und zu Unkonzentriertheit!« Aber in den letzten Tagen hatte meine Schwester die Kopfhörer auch aufgesetzt, wenn sie keine Musik hörte. Sie ging dann, die Kabel hinter sich herschleppend, in der Wohnung herum und zeigte damit an, dass sie am Familienleben nicht teilhaben wollte. Das machte meine Mutter schrecklich wütend. Ein paar Mal riss sie sogar meiner Schwester die Kopfhörer vom Kopf und drohte an, sie zu verbrennen. (Dabei haben wir Zentralheizung!) Einmal haben meine Mutter und meine Schwester regelrecht um die Kopfhörer gekämpft. Hinterher war der Metallbügel verbogen, und meine Schwester hat geheult und zu mir gesagt, sie geht von zu Hause weg und verdingt sich wo im Ausland als Kindermädchen.

Meine Schwester hatte also auch keine Ahnung vom Austauschgländer. Bloß, dass die Sache wahrscheinlich kein sonderbarer Irrtum war, konnte sie mir sagen. Sie hatte am Morgen, knapp vor dem Weggehen, gehört, wie meine Mutter zu meinem Vater gesagt hatte: »Ich muss die Frau Stollinka anrufen. Glaubst du, kann man sie im Kaufhaus anrufen oder soll man das besser

nicht?« Und mein Vater hatte darauf gesagt, die Zeiten, wo man einen Angestellten am Arbeitsplatz nicht anrufen durfte, die seien endgültig und gottlob vorbei. (Meine Schwester hatte dem natürlich keinerlei Bedeutung zugemessen. Auch sie hatte gemeint, meine Mama wolle bei der Frau Stollinka etwas um fünfzehn Prozent billiger kaufen. Unsere Mama ist nämlich unheimlich hinter Prozenten her. Manchmal habe ich den Verdacht, sie kauft sogar Sachen, die sie gar nicht braucht. Nur weil sie sie billiger bekommt!)

Um es kurz zu fassen: Meine Schulkollegin Lene Stollinka hatte Recht! Meine Mutter hatte die Absicht, den englischen Kerl aus London für sechs Wochen zu uns zu nehmen. Auf meine – mit blutleeren Lippen gezischte – Frage, warum ich das von der Lene erfahren musste, warum sie mir das nicht vorher gesagt und mit mir besprochen habe, erklärte sie mir, sie rede nicht gern über »ungelegte Eier«. Und sie hätte es mir schon gesagt, wenn alles geregelt sei. Schließlich müsse man sich ja erst mit den Eltern von Tom brieflich und telefonisch einigen. Die müssten ja noch ihre Einwilligung geben, dass sie ihren Sohn einer anderen Gastfamilie als der vorgesehenen anvertrauen.

Meine Schwester war mir diesmal keine Hilfe. Wegen ihrem Kopfhörer tick. Sie nahm die blöden Dinger nicht einmal von den Ohren, um sich meine Klagen anzuhören. Sie sagte bloß zu mir und machte dabei ein Begräb-

nisgesicht: »Waldi! Mir ist alles egal! Von mir aus soll der Zwerg kommen!«

Ich glaube, meine Schwester war damals gerade ziemlich unglücklich, weil sie mit ihrer Freundin Irene gestritten hatte. Soweit ich das den langen Telefongesprächen entnehmen konnte – bei denen sie die Kopfhörer natürlich abnahm –, hieß der Grund für den Streit Sebastian und war Schüler der 7b. Dieser Sebastian gefiel sowohl meiner Schwester als auch der Irene unheimlich gut. Aber Irene, das abgefeimte Luder, hatte nun überall herum erzählt, dass Bille dem Sebastian ganz aufdringlich und heftig nachrenne. Und ihm einen Liebesbrief zugesteckt habe! Dabei hatte ihm meine Schwester bloß eine Botschaft von der Klavierlehrerin gebracht. Sie gehen nämlich zur selben Lehrerin Klavier spielen. Ob seine Klavierstunde nächste Woche vom Dienstag auf den Mittwoch verschoben werden kann oder so etwas Ähnliches, ist in dem Brief gestanden. Irene tuschelte nun in der Klasse herum, sie habe genau gesehen, dass Bille auf die Hinterseite der Klavierlehrerinnenbotschaft ein rotes Herz mit einem Pfeil durch gemalt habe. Wenn man eine Freundin hat, die derart gemein ist – ganz egal, ob man nun wirklich Pfeilherzen gemalt hat oder nicht –, sehe ich schon ein, dass man unglücklich ist und nicht mehr ohne Kopfhörer leben mag. Überhaupt, wenn dann noch eine Mutter dazukommt, die das andauernd beredet. Meine Mutter hatte ja die Telefonate mit angehört. So diskret, dass sie aus dem Vorzimmer

geht, wenn Bille oder ich telefonieren, ist meine Mutter nicht. Ganz im Gegenteil! Sie kommt, wenn sie uns telefonieren hört, extra ins Vorzimmer und tut, als müsse sie den Spiegel putzen oder das Schuhkastel umräumen. Manchmal stellt sie sich auch neben das Telefon und sagt andauernd: »Telefonieren ist teuer! Fasse dich kurz!«

Meine Mutter hatte Irene nie gemocht. Seit sie nun wusste, dass Bille mit Irene zerstritten war, redete sie unentwegt auf Bille ein: dass sie ja gleich erkannt habe, wie verschlagen und hinterhältig dieses Mädchen sei! Aber ihr glaube man ja nicht! Dass sie hoffe, Bille werde daraus eine Lehre ziehen und nie mehr mit Irene reden und in Zukunft mehr auf die Ratschläge einer erfahrenen Mutter hören, damit ihr solche Enttäuschungen erspart bleiben!

Unter derartigen Lebensbedingungen hätte ich mir die Kopfhörer sogar an den Ohren festgeklebt! (Wenn ich mich getraut hätte, was bei mir nicht sicher ist.)

Ich war also unheimlich allein mit meiner Wut im Bauch und meinem Gram im Herzen. Mir ging es ja nicht nur darum, dass ich keinen englischen Tom am Hals haben wollte und dass es mich empörte, wie man ihn mir ungefragt aufhalsen wollte. Ich hatte ja auch meine eigenen Pläne für den Sommer!

Schöne Pläne! Geheime Pläne! Ehrlich gesagt: Pläne, die ich bisher nicht gewagt hatte, meinen Eltern zu unterbreiten. Nun hielt ich den Zeitpunkt für gekommen!

Am Abend, nach dem Nachtmahl, sagte ich dem Papa und der Mama, dass ich mir schon ewig lang wünsche, einmal ein paar Wochen richtig allein zu sein. Ganz allein!

Meine Oma hat einen winzigen Schrebergarten mit einem noch winzigeren Haus darin. Seit die Oma kranke Beine hat, mit Wasser drinnen, benutzt sie ihn aber kaum mehr. Der Weg zum Garten ist ihr zu mühsam. Und die Gartenarbeit zu schwer. Außerdem mag sie den Schrebergarten nicht mehr, seit der Opa tot ist. Alles im Garten, sagt sie, erinnert sie an den Opa. Ohne Opa, sagt sie, wird sie im Schrebergarten ganz depressiv.

Den langen Winter über hatte ich davon geträumt, im Sommer mindestens einen Monat lang allein im Schrebergarten der Oma zu leben. Ich – ein Haufen Bücher aus der Bücherei – ein bisschen Brot und Grammelschmalz – Omas Stachelbeersträucher und der Marillenbaum – und sonst nichts! Und sonst niemand!

Es war ein großer Fehler, das dem Papa und der Mama zu erzählen. Das letzte Fuzerl einer Chance, dem Austauschengländer zu entgehen, hatte ich damit vertan!

Mein Vater rief: »Jetzt spinnt er doch wirklich komplett! Allein im Schrebergarten! Er will ein Eigenbrötler werden!«

Auch die Mama war entsetzt. Nie im Leben, versicherte sie mir, würde sie das gestatten. Auch wenn der Engländer nicht kommen würde! Weil ich erstens zum Alleinleben noch viel zu jung sei und weil das auch gar nicht

normal sei für einen Dreizehnjährigen, so einen Wunsch zu haben. Dreizehnjährige, sagte sie, wollen nicht einzeln sein. Und wenn ein Dreizehnjähriger einzeln sein will, dann ist das abnormal. Und Mütter sind nicht dazu da, Abnormales an ihren Kindern zu unterstützen.

Der Papa rief: »Bevor du zum Schrebergartenzweig wirst, nehme ich lieber noch sieben fremde Austausch-kinder ins Haus! Wenn du so verschroben bist, dann muss man dich eben an andere Kinder gewöhnen! Basta!«

»Basta« ist für meinen Vater immer ein ungemein abschließendes Wort. Darauf bin ich trainiert. Sagt der Papa basta, ist er zu keiner weiteren Diskussion mehr bereit. Da braucht man dann keinen Einwand mehr zu formulieren. Das ist dann alles für die Katz! Da gibt mir sogar Bille Recht. Auch sie hält das Basta vom Papa für eine Grenze, über die man nicht gehen kann. Dessen eingedenk sagte ich auch nichts mehr und tat etwas, was ich schon sehr gut kann: Ich fügte mich. (Fügen ist ein komisches Wort. Ich muss dabei immer an die Kachelfugen im Badezimmer denken, aber die können gar nichts dafür.)

Ein gewisser Trost in den nächsten Wochen war mir, dass der Stollinka Peter, Bruder der Lene und Freund des englischen Tom, mir eidesstattlich versicherte, er werde sich die sechs langen Wochen um den Austausch-Tom kümmern. Und zwar von ganzem Herzen. Dieser Tom nämlich, sagte der Peter, sei ein unheimlich »klasse Bursch«. Still und ein bisschen zurückgezogen, eher ab-

solut manierlich, fast ein Bücherwurm. »Aber wenn du ihn dann näher kennst«, sagte der Peter zu mir, »dann magst ihn sehr!«

So wie der Peter die Sache sah, würde der Tom bei uns bloß »Bettgeher« sein. Die Tage wollte der Peter mit ihm gemeinsam verbringen.

Der Peter gab mir auch ein paar Briefe zu lesen, die ihm der Tom geschrieben hatte. Es waren – das muss ich zugeben – recht lustige Briefe. Weil der Tom ordentlich Deutsch lernen wollte, schrieb er die erste Briefseite immer in deutscher Sprache. Ab Seite zwei wurden die Briefe dann englisch. Den Briefen war zu entnehmen, dass der Tom Bierdeckel und Zündholzschachteln sammelte, dass er in der Schule keinerlei Schwierigkeiten hatte, dass er eine Zahnsperre tragen musste, dass er auf dem Gebiet der Science-fiction-Literatur ein echter Experte war, dass er einen Bruder namens Jasper hatte, dass er manchmal mitten in der Nacht in den Garten ging, um den Mond zu beobachten, und dass es im Haus eine Katze namens Sarah gab, die ihm beim Mondanschauchen zuschaute.

Die Briefe waren wirklich sympathisch und ich sagte mir: Ewald, es könnte schlimmer kommen! (Und mein Schrebergartentraum, das gestand ich mir ehrlich ein, wäre höchstwahrscheinlich auch ohne Tom nicht Wirklichkeit geworden. Den schob ich also in die unterste Schreibtischlade und hob ihn dort für den nächsten Sommer auf.)

Eine Woche vor Schulschluss kamen zwei zartviolette Briefe bei uns an. Einer war an meine Eltern adressiert, einer an mich. Ich erkannte Toms kugelrunde, kleine Schrift sofort.

Im Brief an meine Eltern standen bloß ein paar deutschsprachige Höflichkeiten. Die lasen sich so, als ob sie ein Erwachsener dem Tom diktiert hätte.

Der Brief an mich war auch recht kurz. Auf einem zartvioletten Blatt Papier klebte ein Polaroidfoto von einem schwarzhaarigen, sehr hübschen Knaben. Darunter stand: *Dieser ist ich (für dass du weißt, welches deiner wartet).*

Meine Schwester – sie war zu diesem Zeitpunkt mit der Irene Tuschek schon wieder gut Freund und hatte die Kopfhörer, außer wenn sie Platten spielte, abgelegt – fand das Foto vom Tom süß. Sie seufzte sogar tief und sagte bedauernd: »Ein Jammer, dass der Kerl gerade erst dreizehn vorbei ist! Ein paar Jahre älter und er wäre was für mich! Das wär dann ein ansprechender Sommer!«

Ich wies meine Schwester darauf hin, dass sie auch erst knappe fünfzehn Jahre ist und der Altersunterschied zwischen ihr und dem Tom daher nicht so enorm. Im Bekanntenkreis meiner Eltern gibt es ein paar Ehepaare, wo die Frau um zwei, drei Jahre älter ist als der Mann. Und die leben sehr gut zusammen. Doch meine Schwester behauptete, für sie käme nur ein Mann von achtzehn, neunzehn Jahren aufwärts in Betracht.

»Waldilein«, sagte sie zu mir, »wir Frauen sind viel früher entwickelt! Sogar gleichaltrige Knaben erscheinen uns wie Kindergartenbabys!«

Na schön! (Ich lache meine Schwester, wenn sie so daherredet, nie aus. Auch sehr liebe Menschen, wie die Bille, haben ihre kleinen Meisen. Da muss man, finde ich, tolerant sein.)

Meine Mutter bereitete alles für den Tom vor. Von Tag zu Tag heftiger. Jedes dritte Wort, das sie sagte, lautete bald: »Tom.« Sogar ein Kaffeehägerl mit der Aufschrift TOM brachte sie nach Hause. Das hatte sie extra beschriften lassen. »Damit er sich nicht ausgeschlossen und gleich zu Hause fühlt«, sagte sie. Wir haben nämlich alle Frühstückshägerln mit unserem Namen drauf.

Mein Zimmer räumte meine Mutter komplett um. Ich habe in meinem Zimmer, an einer Wand, lauter Gemüsehändler-Obstkisten gestapelt. Vier Meter lang, einen Meter hoch, blau gestrichen. In den Kisten hebe ich meinen vermischten Kram auf. Meine Mutter stapelte die Kisten so, dass sie nur noch zwei Meter in der Länge ausmachten, dafür aber zwei Meter hoch ragten. An die zwei frei gewordenen Meter Wand stellte sie das alte Bett vom Dachboden und malte es blau an. Sie fuhr sogar in die Shopping-City um ein Nachtkastel und eine blaue Nachtkastellampe für den Tom. Und sie nahm meine halbe Bekleidung aus meinem Kasten – den Winterteil – und räumte ihn in den Vorzimmerschrank, damit Platz für Toms Kleider war. Und den alten Küchen-

tisch holte sie aus dem Keller, strich ihn auch blau und stellte ihn vor mein Fenster. »Damit der Tom einen Schreibtisch hat«, erklärte sie mir. »Angeblich liest er ja viel, hat die Frau Stollinka gesagt. Einer, der liest, schreibt sicher auch gern!«

Ich kann wirklich nicht sagen, dass ich mich in meinem Zimmer nach der mütterlichen Räumerei noch sehr wohl fühlte.

Mein Vater fragte mich jeden Abend und jeden Morgen, ob ich »meinem neuen Freund Tom« schon eine Antwort auf seinen lieben Brief geschrieben habe. Ich fand einen Antwortbrief zwar unnötig, aber weil mich mein Vater gar so löcherte, tat ich ihm dann den Gefallen.

Der Brief, den ich nach London schickte, war unheimlich blöd. Mein Vater hatte ihn mir diktiert. Er hatte vorher ein Foto aus einem Album genommen, eines vom vorigen Sommer. Darauf ist ein Gipfelkreuz, viel wolkiger Himmel und ans Gipfelkreuz gelehnt steht mein Vater und an den gelehnt steht meine Mutter und vor den beiden hocke ich. Wir haben Anoraks und Joghüte auf.

Das Bild klebte mein Vater auf den Briefbogen und ich musste die Personen auf dem Foto mit Nummern versehen und unter das Foto musste ich schreiben:

1 – *My father*

2 – *My mother*

3 – *That's me!*

(My sister Sybille, called Bille, was taking us up, that is the ground, why you can not see her!)

Grimmig verbissenen Gesichts schrieb ich, genau nach Diktat, diesen bodenlosen Unsinn nieder. Aber ich sagte mir: Wenn mein Herr Vater meint, der englischen Sprache mächtig zu sein, soll man ihn in diesem Irrtum belassen!

Dann diktierte mir mein Vater noch Folgendes:

Dear Tom, we are all glad to meet you next week on Sunday. We have everything prepared for you. We hope that you will feel very well by us.

Your friend Ewald and his parents and sister!

Auch diesen Text schrieb ich kommentarlos nieder und äußerte mich in keiner Weise, als mir mein Vater hinterher erklärte, Fremdsprachen, speziell Englisch, seien in der Schule seine Lieblingsgegenstände gewesen. Ich steckte den Brief bloß hurtig ins Kuvert und verklebte es, weil ich Angst hatte, Bille könnte ins Wohnzimmer kommen und Papas Wahnsinnsenglisch entdecken. Bille ist nicht so diskret wie ich. Die hätte gleich losgekichert und den Papa über sein englisches Unvermögen aufgeklärt. Dann wäre der Papa beleidigt gewesen. Und ich hätte den Brief sicher noch einmal schreiben müssen.

Sonst passierte bis zu dem Sonntag, an dem wir Tom vom Flughafen abholen sollten, kaum etwas Erwähnenswertes. Es sei denn, man findet meinen Geburtstag erwähnenswert.

Irgendwo sind meine Geburtstage tatsächlich erwähnenswert, weil ich zum Geburtstag noch nie etwas be-

kommen habe, was mir Freude gemacht hätte. Zu diesem Geburtstag bekam ich vom Papa einen Stapel Sachbücher (Astronomie, Kernspaltung, vier Bände: Pflanzen der Heimat und Höhlenmalerei). Die Mama schenkte mir einen Sommeranzug (babyblauweiß gestreift, waschmaschinensicher). Von der Oma bekam ich sechs Unterhosen und sechs Leiberl in Übergröße. Von der Großmutter sechs paar Socken, die wiederum um zwei Nummern zu klein. (Weil sie vergisst, dass ich noch im Wachsen bin und die Schuhgröße vom vorigen Jahr nimmer stimmt.) Sachbücher, egal worüber, Anzüge, ganz gleich in welchem Muster, und Unterwäsche und Socken, ob zu groß oder zu klein, sind mir ein Graus!

Bloß über Billes Geschenk, das muss ich gerechterweise sagen, konnte ich mich freuen. Sie schenkte mir die gesammelten bisher erschienenen Flash-Gordons. Die hatte sie billig der Irene Touschek abgekauft, weil die gerade in akuter Geldnot war. Aber auch dieses schöne Geschenk war mir nicht ganz geheuer. Es hatte einen Verdacht auf Unannehmlichkeiten in sich. Und zwar auf Seite 2 jedes Bandes. Dort stand dick und fett gestempelt: *Oskar Touschek*. So heißt der Bruder der Irene. Es könnte ja sein, dass dieser Oskar der Irene die Flash-Gordons geschenkt oder ihr ebenfalls aus Geldnot verkauft hat. Aber ich habe da so meine Erfahrungen! Ich sehe schon bei uns zu Hause eine verlegen dreinschauende Irene aufkreuzen, die stammelnd zugibt, ihrem Bruder die Flash-Gordons gemaust zu haben, und bittet,

ich möge sie ihr zurückgeben, sonst macht man ihr zu Hause die Hölle heiß.

Ja, und das Zeugnis passierte natürlich auch noch, bevor der Flughafenonntag kam. Der Papa fand unsere Zeugnisse tadellos und in Ordnung, er schenkte Sybille für jeden Einser einen Hunderter und für jeden Zweier einen Fünziger. Mir ebenfalls. Dazu sagte er, dass er eigentlich dagegen sei, für Zeugnisse Geld herzugeben, dass das aber jetzt überall üblich sei und er sich deswegen nicht ausschließen wolle.

Die Mama allerdings starrte traurig auf mein Englisch-Befriedigend und seufzte dabei. Und über Billes Zeugnis ärgerte sie sich richtig. Die Bille hatte nämlich lauter Einser und nur in Zeichnen einen Zweier.

»Das ist eine Gemeinheit«, sagte die Mama. »Eine bodenlose Gemeinheit! Die Zeichenlehrerin muss etwas gegen dich haben! Dir so das schöne Zeugnis zu versauen! Mit einem Zweier!«

Ich sagte – und Bille gab mir Recht –, dass meine Schwester absolut kein Zeichentalent habe. Dass das Gut noch zehnmal geschenkt sei. Bille kann nicht einmal einen zügigen Strich machen. Alle Striche schauen bei ihr wie Pelz aus, weil sie für einen langen Strich lauter winzige Striche zusammenhängt.

»Na und?«, fragte meine Mutter, total unbeeindruckt.

Bille versuchte, es ihr zu erklären. Sie sagte: »Unlängst habe ich eine Kuh gezeichnet, und alle in der Klasse haben geglaubt, sie sei ein Hund, ein sehr großer!«

Die Mama ließ sich auch davon nicht beeindrucken. Sie wisse ja ohnehin, sagte sie, dass Bille im Zeichnen kein Genie sei. Aber wenn man sonst lauter Sehr gut habe, meinte sie stur, dann stehe einem auch in Kunsterziehung eines zu. »Weil Zeichnen doch gar nicht wichtig ist«, rief sie.

Ich merkte, dass Bille grantig wurde. Meine Mutter merkte es nicht. Sie fuhr fort: »Im Herbst werde ich zu der Zeichenlehrerin gehen und sie fragen, was sie eigentlich gegen dich hat!«

»Untersteh dich!«, rief Bille. »Du machst mich doch lächerlich!«

»Na klar werd ich mich unterstehen«, sagte meine Mutter. »Dir in so einem unwichtigen Fach wie Zeichnen einen Zweier zu geben, finde ich einfach empörend!«

Bille rang nach Atem. »Du bist so was von unlogisch!«, fauchte sie meine Mutter an. »Zuerst sagst du, die Zeichennote ist total unwichtig! Warum regst du dich dann so auf, wenn sie so unwichtig ist?«

»Na, weil sie dein Zeugnis verpatzt!«, sagte meine Mutter.

Da sprang Bille auf, starrte meine Mutter an und schrie: »Du bist einfach pervers! Du bist hinter Einsern her wie der Fetischist hinter den Gummigaloschen!« Dann lief Bille aus dem Zimmer.

Die Mama schaute ihr nach, furchtbar vergrämt, mit Falten auf der Stirn und hängenden Mundwinkeln. »Wie wer hinter was bin ich her? Was ist mit Gummigalo-

schen?«, fragte sie mich. Ich zuckte mit den Schultern und gab vor, Billes letzten Satz nicht verstanden zu haben. Da glättete sich das Gesicht der Mama wieder, ihre Mundwinkel hoben sich und sie sagte fast milde zu mir: »Weißt du, Ewald, sie regt sich bloß so auf, weil sie in Wirklichkeit nämlich auch eine Wut über den Zeichnen-Zweier hat. Sie will es nur nicht zugeben. Aus Stolz! Aber ich kenne doch die Bille! Sie ist ziemlich ehrgeizig, das kannst du mir glauben!«

In solchen Augenblicken tut mir die Mama immer sehr Leid. Wenn man *so* danebensteht und *so* überhaupt nichts kapiert, ist man doch wirklich arm dran!

Am Abholsonntag, dem zweiten Sonntag nach Schulschluss, lief bei uns zu Hause alles wie nicht geplant. Wir hatten die Verständigung bekommen, dass wir Tom um 15 Uhr und 10 Minuten vom Flughafen abholen sollten. Deshalb hatten meine Eltern ausgemacht, den Start zum Flughafen für zwölf Uhr anzusetzen. Dass meine Eltern drei Stunden für die Fahrt zum Flugplatz einkalkulieren, kommt nicht davon, dass wir hundert Kilometer weit vom Flugplatz entfernt wohnen, sondern davon, dass sie ungeheuer unpünktlich sind. Allerdings sind sie nach vorne hin unpünktlich! Sie kommen immer und überall viel zu früh! Aber das, finde ich, ist genauso unpünktlich, wie wenn man nach hinten unpünktlich ist, also zu spät kommt.

Es war geplant, Peter Stollinka zum Flugplatz mitzuneh-

men, damit der englische Tom bei seiner Ankunft ein vertrautes Gesicht sieht und sich nicht so fremd und heimatlos vorkommt.

Pünktliche Leute hätten da beschlossen: Wir brauchen fünfzehn Minuten zu Peter Stollinka, dann braucht es fünf Minuten, bis Peter im Wagen sitzt, dann fahren wir eine Dreiviertelstunde zum Flughafen. Und wenn wir zehn Minuten vor Ankunft des Flugzeugs dort sein wollen, brauchen wir also insgesamt eine ganze und eine viertel Stunde! Aber so rechnen meine Eltern nicht! Die rechnen nämlich damit, dass zwischen unserer Wohnung und der Wohnung der Stollinkas irgendwo ein Stau sein könnte oder zehn Umleitungen oder ein arger Unfall, der die Straße blockiert. Und dass der Peter schon fix und fertig bereitsteht, sagen sie sich, ist auch ungewiss. Vielleicht muss man auf den warten. Und zum Flughafen hin könnte dann die rote Welle ausbrechen. Und was ist, wenn wo eine Demonstration stattfindet? Dann vergeht eine halbe Stunde im Nu. Man muss im Auto sitzen und warten, bis die Demonstranten vorbeimarschiert sind. Und Flugzeuge, auch das hat man schon gehört, können zu früh ankommen. Dann steht der arme englische Tom da und weiß nicht, was er tun soll!

Nein, nein, sagen sich meine Eltern, das muss man alles einkalkulieren! Und so geben sie da zehn Minuten zu und da fünf und da fünfzehn – und schließlich landen sie bei drei Stunden für eine Fünfundsiebzig-Minuten-Fahrt.

Diese Fehlkalkulation war jedoch ohnehin für die Katz, weil alles ganz anders kam. Sonntag, ganz zeitig in der Früh, rief bei uns die Frau Fischer an. Frau Fischer ist die Nachbarin meiner Großmutter, der Mutter vom Papa. Frau Fischer sagte, der Großmutter gehe es gar nicht gut. Sie sagte, wir sollen nach ihr schauen und uns um sie kümmern. Frau Fischer rief aus einem Telefonhüttl an. Weder die Großmutter noch Frau Fischer haben ein Telefon. Die Verbindung war nicht gut. Mehr als die halbe Zeit des Telefonschillings – und einen zweiten wollte Frau Fischer nicht ausgeben – ging für »Hallo, hören Sie mich?« und »Hallo, ich verstehe Sie nicht!« drauf. Jedenfalls waren die Mama und der Papa sehr beunruhigt. Und der Papa sagte, auch wenn es diesmal sehr ungelegen kommt, müsse man nach der Großmutter schauen. Also fuhren wir in aller Herrgottsfrühe zur Großmutter. Bille blieb zu Hause. Den Stollinka Peter holten wir aber gleich ab, weil die Mama direkt von der Großmutter zum Flugplatz fahren wollte.

Die Großmutter wohnt am Stadtrand. In einem Siedlungshaus mit einem kleinen Garten dahinter. Eigentlich, sagt der Papa oft, sollte die Großmutter gar nicht mehr so allein leben. Dazu ist sie angeblich zu alt. Aber in ein Altersheim mag die Großmutter nicht. Wenn sie von ihrem Haus und ihrem Garten wegmuss, hat sie dem Papa erklärt, wird sie eingehen wie ein Blumenstock, den man nicht gießt.

Knapp vor acht Uhr waren wir bei der Großmutter. Pe-

ter Stollinka musste ich wachrütteln. Der war neben mir im Auto eingeschlafen. Weil er in den Ferien immer lange aufbleibt und bis zur Bundeshymne fernschaut, wenn er für den nächsten Morgen nichts vorhat. Und dass wir ihn so zeitig abholen würden, hatte er ja nicht ahnen können. Deswegen war er auch sonderbar bekleidet. Er hatte in aller Eile die Jeans über den geringelten Pyjama angezogen. Und statt dem zweiten grünen Socken hatte er einen weißen Kniestrumpf von der Lene erwischt. Das T-Shirt, das er trug, war, glaube ich, auch von der Lene. Weil es so klein und eng war. Beim V-Ausschnitt und bei den kurzen Ärmeln schaute der Ringelpyjama hervor. Aber Peter Stollinka ist ein gutmütiger Mensch. Er war nicht grantig. Gelassen hatte er mir, bevor er an meiner Schulter im Auto eingeschlafen war, zugemurmelt: »Ob ich meinem alten Opa oder deiner alten Großmutter beim Röcheln zuhör, ist ja Wurscht!« (Das klingt, wenn man es so hinschreibt, ziemlich herzlos. Doch herzlos hat es der Peter sicher nicht gemeint. Ich weiß, dass er seinen Opa mag. Und gegen meine Großmutter hat er sicher auch nichts.)

Die Großmutter lag im Bett, unter ihrer dicken weißen Tuchent, und röchelte tatsächlich – so wie es Peter vorausgesagt hatte. Ich ging nicht nahe ans Bett heran, weil die Großmutter, wenn sie im Bett liegt, nie die Zähne im Mund hat und mich das Gesicht der Großmutter ohne Gebiss immer so erschreckt. Der Mund ist dann ein faltiger Trichter.

Diese Fehlkalkulation war jedoch ohnehin für die Katz, weil alles ganz anders kam. Sonntag, ganz zeitig in der Früh, rief bei uns die Frau Fischer an. Frau Fischer ist die Nachbarin meiner Großmutter, der Mutter vom Papa. Frau Fischer sagte, der Großmutter gehe es gar nicht gut. Sie sagte, wir sollen nach ihr schauen und uns um sie kümmern. Frau Fischer rief aus einem Telefonhüttl an. Weder die Großmutter noch Frau Fischer haben ein Telefon. Die Verbindung war nicht gut. Mehr als die halbe Zeit des Telefonschillings – und einen zweiten wollte Frau Fischer nicht ausgeben – ging für »Hallo, hören Sie mich?« und »Hallo, ich verstehe Sie nicht!« drauf. Jedenfalls waren die Mama und der Papa sehr beunruhigt. Und der Papa sagte, auch wenn es diesmal sehr ungelegen kommt, müsse man nach der Großmutter schauen. Also fuhren wir in aller Herrgottsfrühe zur Großmutter. Bille blieb zu Hause. Den Stollinka Peter holten wir aber gleich ab, weil die Mama direkt von der Großmutter zum Flugplatz fahren wollte.

Die Großmutter wohnt am Stadtrand. In einem Siedlungshaus mit einem kleinen Garten dahinter. Eigentlich, sagt der Papa oft, sollte die Großmutter gar nicht mehr so allein leben. Dazu ist sie angeblich zu alt. Aber in ein Altersheim mag die Großmutter nicht. Wenn sie von ihrem Haus und ihrem Garten wegmuss, hat sie dem Papa erklärt, wird sie eingehen wie ein Blumenstock, den man nicht gießt.

Knapp vor acht Uhr waren wir bei der Großmutter. Pe-

ter Stollinka musste ich wachrütteln. Der war neben mir im Auto eingeschlafen. Weil er in den Ferien immer lange aufbleibt und bis zur Bundeshymne fernschaut, wenn er für den nächsten Morgen nichts vorhat. Und dass wir ihn so zeitig abholen würden, hatte er ja nicht ahnen können. Deswegen war er auch sonderbar bekleidet. Er hatte in aller Eile die Jeans über den geringelten Pyjama angezogen. Und statt dem zweiten grünen Socken hatte er einen weißen Kniestrumpf von der Lene erwischt. Das T-Shirt, das er trug, war, glaube ich, auch von der Lene. Weil es so klein und eng war. Beim V-Ausschnitt und bei den kurzen Ärmeln schaute der Ringelpyjama hervor. Aber Peter Stollinka ist ein gutmütiger Mensch. Er war nicht grantig. Gelassen hatte er mir, bevor er an meiner Schulter im Auto eingeschlafen war, zugemurmelt: »Ob ich meinem alten Opa oder deiner alten Großmutter beim Röcheln zuhör, ist ja Wurscht!« (Das klingt, wenn man es so hinschreibt, ziemlich herzlos. Doch herzlos hat es der Peter sicher nicht gemeint. Ich weiß, dass er seinen Opa mag. Und gegen meine Großmutter hat er sicher auch nichts.)

Die Großmutter lag im Bett, unter ihrer dicken weißen Tuchent, und röchelte tatsächlich – so wie es Peter vorausgesagt hatte. Ich ging nicht nahe ans Bett heran, weil die Großmutter, wenn sie im Bett liegt, nie die Zähne im Mund hat und mich das Gesicht der Großmutter ohne Gebiss immer so erschreckt. Der Mund ist dann ein faltiger Trichter.

Meine Mama versuchte, die Großmutter zu verhören. Um festzustellen, ob sie ernsthaft krank war. Die Großmutter hat nämlich einen Tick. Sie lässt nichts verkommen! Sie isst alles auf, was sie eingekauft hat. Auch wenn es für ihren kleinen Magen zu viel ist. Auch wenn es nicht mehr gut riecht und verfärbt ist. Davon wird ihr manchmal speiübel. Aber das ist dann nicht so gefährlich. Gefährlich ist es nur, wenn ihr vom hohen Blutdruck übel wird. Wenn sie vom verdorbenen Essen krank ist, genügt ein Kamillentee. Wenn sie vom Blutdruck krank ist, muss man den Arzt holen. Da aber meine Großmutter nie zugibt, alte, vergammelte Sachen gefuttert zu haben, weil sie sich davor fürchtet, dass meine Eltern dann schimpfen, ist es nicht so einfach zu entscheiden, ob ein Kamillentee genügt oder der Arzt angerufen werden muss.

An diesem Sonntag entschied sich die Mama für Kamillentee. Und der Papa entschied sich eine Stunde später, weil die Großmutter noch immer stöhnte und röchelte, für den Arzt. Der kam dann auch. Wieder zwei Stunden später. Es war ein Notarzt, weil Sonntag war. Der stellte fest, dass der Bauch der Oma geschwollen war und druckempfindlich über der Galle. Die Großmutter gestand dem Notarzt, fünf Gänseschmalzbrote gegessen zu haben. Der Notarzt gab ihr eine Injektion für gleich. Und eine Packung Pillen für später. Er sagte zu meiner Mutter, dass alte Menschen ein großes Problem seien. Als der Notarzt gegangen war, hielt die Mama der

Großmutter einen langen Vortrag über gesunde Ernährung im Alter. Die Großmutter zog sich die Tuchent über die Ohren. Der Papa sagte der Mama, da sei Hopfen und Malz verloren, sie solle die Rede abbrechen. Das tat die Mama und fing an, sauber zu machen im Großmutterhäuschen. Der Peter und ich halfen ihr dabei. Der Papa ging in den Garten und zupfte Unkraut. Aber die Großmutter war gar nicht froh über unser Saubermachen. Sie kam wieder unter der Tuchent hervor und schimpfte, weil wir angeblich alles durcheinander brachten. Sie keppelte noch allerhand, aber das konnte ich nicht verstehen, weil die Großmutter ja keine Zähne im Mund hatte. Und ohne Zähne zischt sie so schrecklich. Als dann die Mama fünf gebrauchte Kaffeefiltertüten in den Mistkübel werfen wollte, wurde die Großmutter ganz wild und schrie: »Lass meine Filtertüten! Das ist Blumendünger!« Nicht einmal die ausgepressten Zitronen durfte die Mama wegwerfen. »Da will ich Punschessenz daraus machen!«, protestierte die Großmutter.

»Aber die sind doch total verschimmelt«, sagte die Mama.

»Den Schimmel schab ich schon ab!«, sagte die Großmutter.

»Ja, ja! Damit du wieder krank wirst! Und der Doktor kommen muss! Und wir dich pflegen müssen!«, rief die Mama.

Die Großmutter richtete sich im Bett auf und zischte

bitterbö: »Mich braucht keiner zu pflegen! Ich hab euch nicht gerufen! Ich kann nichts dafür, dass euch die blöde Fischer anruft!« Und dann warf die Großmutter das Blechhäferl, in dem noch eine Menge Kamillentee war, gegen die Wand. Ob sie die Mama mit dem Häferl hat treffen wollen, weiß ich nicht. Die Mama hat es nachher behauptet. Und der Stollinka Peter auch. Mir hat es auf alle Fälle gefallen. Sonst mag ich ja die Oma lieber als die Großmutter. Wahrscheinlich einfach deshalb, weil ich die Oma viel besser kenne. Wie ich noch klein war, war ich oft bei der Oma. Bei der Großmutter war ich immer nur jeden zweiten Sonntag zu Besuch. Aber jemand, der mit blechernen Kaffeehäferln schmeißt, wenn ihm etwas nicht behagt, der gefällt mir auf alle Fälle. Richtig imponierend war das. Nicht einmal vor dem Trichtermund hat mir mehr gegraust. Wie eine Rachegöttin, eine uralte, ist die Großmutter im Bett gesessen. Mir ist vorgekommen, dass sogar ihre schulterlangen, dünnen, weißen Haare auf einmal und vor lauter Wut struwelpeterartig nach allen Seiten weggestanden sind.

Die Mama war beleidigt und ist zum Papa in den Garten hinaus. Der Peter und ich sind bei der Großmutter geblieben. Die Großmutter hat gesagt, es geht ihr schon besser. Sie will jetzt ein bisschen schlafen. Weil sie in der Nacht vor lauter Magen- und Bauchweh nicht hat schlafen können. Da sind wir dann auch in den Garten hinaus.

Die Mama hat mich zum Telefonhüttl telefonieren geschickt. Ich sollte der Bille ausrichten, dass die Großmutter nicht ernstlich krank ist. Ich bin mit dem Peter zum Telefonhüttl gegangen, aber bei uns zu Hause war besetzt. Wir haben es ungefähr fünfmal probiert, wir sind nie durchgekommen. Und da ich die Mitteilung, die ich Bille machen sollte, nicht für allzu wichtig hielt, bin ich wieder in den Garten zurück. Da war es schon Mittag. Die Mama hat gesagt, sie sieht nicht ein, warum sie den Schlaf einer bösen, alten Frau behüten soll, die mit Häferln nach ihr schmeißt. Sie will jetzt Mittag essen fahren. Peter Stollinka war auch dafür. Sein Magen hat tatsächlich enorm geknurr, weil er kein Frühstück gegessen hatte. Die Mama kochte für die Großmutter noch eine Kanne Kamillentee. Die trug ich, weil die Mama ja beleidigt war, zum Nachtkastel der Großmutter. Die Großmutter schenkte mir und dem Peter auch – was ich übertrieben finde – je einen Fünfinger. Die Fünfinger holte sie aus der Nachtkastellade. Dann hielt sie mir die Wange zum Kuss hin. Ich küsste die Wange ungerne. Wegen der alten Falten auf der Wange. Sonst, wenn ich mich von der Großmutter verabschiede, drücke ich mich immer ums Küssen. Aber die Häferlschmeißerei der Großmutter hatte mich derart für sie eingenommen, dass ich mich diesmal überwinden konnte. Der Peter Stollinka küsste die Großmutter auf die andere Wange. Aus Dankbarkeit wegen dem Fünfinger. Er sagte mir nachher, dass ihm Falten auf Wangen

gar nichts ausmachen. Nur die Lene, seine Schwester, die würde er nie küssen! Weil die lauter Wimmerln auf den Wangen hat.

Wir fuhren zu einem hübschen Restaurant. Leider war es schon fast vierzehn Uhr und die meisten guten Speisen waren von der Speisekarte gestrichen. Außer Fischen, die wir alle nicht mochten, gab es nur noch Beinfleisch und Gulasch. Gegen das Beinfleisch waren wir auch alle. Wir bestellten Gulasch. Die Mama war ziemlich nervös. Erstens, weil sie sich in dem ziemlich vornehmen Lokal für den Ringelpyjama genierte, der beim Peter an allen Kleidungssecken und -enden herausschaute, und zweitens, weil sie Angst hatte, dass das Essen zu lange dauern und wir zu spät zum Flugplatz kommen könnten. Nicht einmal ein Eis gönnte sie dem Peter und mir deswegen. Und mit dem Papa fing sie fast zu streiten an, weil der Papa – ihrer Ansicht nach – nicht laut genug »Zahlen!« gerufen hatte und der Kellner – ihrer Ansicht nach – deswegen noch immer nicht mit der Rechnung gekommen war. Daraufhin wachelte der Papa so lange mit einem Fünfhunderter, bis ihn der Kellner bemerkte und herbeieilte.

Natürlich kamen wir nicht nach hinten zu spät zum Flugplatz, sondern wieder einmal nach vorne unpünktlich. Fast eine halbe Stunde standen wir hinter den Glasscheiben in der Wartehalle und schauten zu, wie Leute aus Flugzeugen, die uns gar nichts angingen, auf ihre Koffer warteten. Ich bekam dabei fast so etwas wie

Fernweh. Viel lieber hätte ich auf der Abflugseite einen Koffer abgegeben und wäre *up up and away* gejettet, als da, eingekeilt zwischen lauter Austauschkinderempfängern, auf den englischen Tom zu warten.

Dann wurde die Chartermaschine aus London endlich als gelandet gemeldet. Und ein paar Minuten später kamen viele Kinder und Jugendliche in die Halle hinter den Glasscheiben. Peter Stollinka drückte sich die Nase an einer Glasscheibe platt, schaute die Knaben und Mädchen an, die zum Gepäckfließband liefen, und murmelte andauernd: »Ich seh keinen Tom! Da ist kein Tom! Der Tom ist nicht dabei!«

Ich versuchte, ihn zu beruhigen und sagte: »Die Hälfte siehst du doch nur von hinten!«

Aber Peter behauptete, seinen Freund Tom auch von hinten, selbst in mondloser, stockfinsterner Nacht erkennen zu können. »Nein, nein«, jammerte er. »Der ist nicht gekommen!« Dann kniff er plötzlich die Augen zusammen, wie ein sehr kurzsichtiger Mensch, und murmelte: »Du Grundgütiger! Mich trifft der Umschlag!«

»Was hast denn? Was hast denn?«, fragte ich. Der Peter hatte die Augen noch immer zugekniffen und hielt sich eine Hand an eine Wange. Als ob ihm alles Unheil der Welt gegenüberstünde, schaute er drein. Meine Eltern bemerkten sein sonderbares Verhalten auch.

»Ist was, Peter?«, fragte meine Mutter besorgt.

»Was ist denn, Peter?«, fragte mein Papa noch besorgter.

Hinter den Glasscheiben, auf dem Gepäckrollband vom London-Flug, kamen jetzt Taschen und Koffer und Rucksäcke heran. Als Erstes kam eine feuerrote Reisetasche gerollt. Ihr Zippverschluss stand halb offen, vermischter Kram schaute heraus. Dahinter kam ein froschgrüner Koffer, ziemlich verbeult. Und eine Art Wandersmannbinkel, relativ riesig, aus einem schwarzweißen Arabertuch geknotet.

Ein korpulenter, rotblonder, sommersprossiger Knabe stürzte auf das Fließband zu, packte die rote Tasche und den Wandersmannbinkel mit einer Hand und den froschgrünen Koffer mit der anderen und watschelte dem Ausgang und dem Zöllner zu.

Peter Stollinka schaute mich und meine Eltern fassungslos an und sprach: »For heaven's sake! It's Jasper the devil!« (Wahrscheinlich hatte ihn der Schock seiner Muttersprache beraubt und böartige Erinnerungen an den letzten Sommer hatten ihm die damals üblichen Wörter eingegeben. Übersetzt heißt das, was er sagte: »Um Himmels willen! Es ist Jasper, der Teufel!«)

Der von Peter als »Jasper, der Teufel« bezeichnete Knabe kam in die Wartehalle, ließ seine drei Gepäckstücke fallen und schaute sich um.

»Wer ist Jasper?«, fragte meine Mutter.

»Toms Bruder«, sagte Peter.

»Und der wird auch ausgetauscht?«, fragte mein Vater.

»Und wo ist unser Tom?«, fragte meine Mutter.

Peter Stollinka zuckte bloß ratlos mit den Schultern.

Schön langsam kamen die Londoner Kinder, eines nach dem anderen, durch die Zollsperrre und wurden von Gasteltern in Empfang genommen. Etliche versammelten sich auch um zwei Begleitpersonen neben dem Ausgang. Wahrscheinlich die, die von ihren Gasteltern nicht gleich erkannt worden waren.

Der korpulente Knabe namens Jasper stand wie ein Fels in dem ganzen Gewurl. Er nahm nicht einmal zur Kenntnis, dass ein paar Kinder über seine lose abgestellten Gepäckstücke stolperten.

Irgendwie faszinierte mich der Kerl! Ich schaute gar nicht mehr nach dem verlustigen Tom aus, sondern starrte zu Jasper hin. Und sah, dass er etwas aus der hinteren Hosentasche zog. Ein Foto. Auf einen Bogen Briefpapier geklebt.

Er betrachtete kurz das Foto, dann schaute er sich, nicht gerade freundlich, in der Halle um. Bis er uns sah. Zuerst nickte er, auch nicht freundlich, dem Peter zu, dann nahm er Koffer, Tasche und Binkel in eine Hand und watschelte, schief gezogen vom Gepäck, auf uns zu. Dicht vor uns blieb er stehen, ließ seine Gepäckstücke wieder fallen und verglich die drei Jodelhutträger auf dem Foto mit mir, der Mama und dem Papa. Dann nickte er sich selber zu und sagte zu uns: »I am Jasper!«
»And where is Tom?«, fragte Peter Stollinka.

Der korpulente Knabe namens Jasper schaute den Peter unheimlich grämig an und sagte: »He is sick. Broke his left leg! They sent me instead of him!«

»Scheiß mit Reis!«, flüsterte Peter Stollinka, so leise, dass nur ich es hören konnte.

Meine Eltern, glaube ich, waren gar nicht sehr beeindruckt davon, dass Tom das linke Bein gebrochen hatte und man uns statt Tom einen Jasper geschickt hatte. Logo! Schließlich wollte mich mein Vater bloß an andere Kinder gewöhnen und mir einen Freund zukommen lassen und meine Mutter war nur an wohlgezeichneten th's interessiert.

Aber in mir kam gleich ein ungutes Gefühl auf. Ob das nur wegen dem entsetzten Gemurmel vom Peter war oder ob ich zu den Menschen gehöre, die »Vorgefühle« haben, kann ich nicht sagen.

Jedenfalls war nun der erste Tag mit Jasper, dem untergeschobenen Austauschkind, angebrochen. Und die sechs Wochen, von denen ich eigentlich berichten will, hatten damit begonnen.

Die erste Halbzeit mit Jasper

Sonntag, 19. Juli

Der Papa und die Mama wollten Jaspers Gepäck zu unserem Auto tragen, aber da knurrte Jasper. Er knurrte wirklich. So wie ein großer Hund, dem man den Fleischknochen wegnehmen will. Erschrocken ließen der Papa und die Mama von ihrer Hilfsbereitschaft ab. Jasper packte Binkel, Tasche und Koffer. Den Briefbogen mit dem Gipfelkreuzfoto hatte er vorher einfach fallen lassen und die Mama hatte ihn freundlich lächelnd aufgehoben und zum Papa gesagt: »Er ist halt noch sehr verwirrt! Das ist ja kein Wunder!«

Als wir zum Auto gekommen waren, öffnete der Papa den Kofferraumdeckel und Jasper warf Tasche und Koffer in den Kofferraum. Der Papa wollte den Araber-Wandersmannbinkel hinterherwerfen, aber der Binkel war zum Werfen zu schwer.

»Uff«, stöhnte der Papa. »Was hat der Knabe denn da drinnen?« Der Papa hievte den Binkel schnaufend in den Kofferraum. »Der hat an die zwanzig Kilo!«

»Das ist garantiert seine Flusskieselsammlung«, sagte der Peter. »Die schleppt er meistens mit!«

»Interessant, ein kleiner Sammler«, sagte der Papa, lächelte dem Jasper zu und deutete auf den Arafatbinkel im Kofferraum. »Stones?«, fragte er.